

Zeitschrift: Schweizer Heimwesen : Fachblatt VSA
Herausgeber: Verein für Schweizerisches Heimwesen
Band: 61 (1990)
Heft: 7

Artikel: Vom Sinn der sozialen Arbeit : Beitrag zur Festschrift "25 Jahre Eingliederungsstätte Schaffhausen"
Autor: Abbt, Imelda
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-810054>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Vom Sinn der sozialen Arbeit

*Von Dr. Imelda Abbt,
Beitrag zur Festschrift «25 Jahre Eingliederungsstätte Schaffhausen»*

Sich besinnen auf die Arbeit, heisst nach dem Sinn fragen, nach dem was den Arbeitgeber, den Betreuer, den Behinderten im Innersten treibt und bewegt. Mit Besinnen meine ich keinerlei sentimental-schwärmerische Besinnlichkeit, tiefssinnige Beschaulichkeit oder Ähnliches. Sie ist auch kein trotziges Anti-Denken gegen Wissenschaftlichkeit. Dann würde es ja nämlich nur wieder eine Flucht in eine Ideologie darstellen. «Besinnung meint eine Wegrichtung einschlagen, die eine Sache von sich aus schon genommen hat, das heisst, in unserer Sprache sinnan, sinnen» (Martin Heidegger). Also, *sich auf den Sinn einzulassen, ist das Wesen der Besinnung*. Besinnung ist auch mehr als ein blosses Bewusst-Machen. Besinnung ist nämlich der Mut zur engagierten Frage; der Mut auch, dorthin gelangen zu wollen, wo wir uns schon lange oder schon immer aufzuhalten, ohne es vielleicht selbst klar zu wissen; der Ort auch, wo unsere geheimen Wünsche, Ziele, Erwartungen und Fragen Aufklärung erfahren können.

Wäre es jedoch nicht wichtiger, über die Leiden und Probleme der Behinderten-Arbeit zu schreiben, über die heutige «Techniker-Mentalität», über die dauernde Forderung (und Überforderung), nur an Leistungen gemessen zu werden, über fehlende Geschützte Werkstätten usw.? Oder vielleicht über die Betriebsamkeit und Hektik in der heutigen Arbeitswelt ganz allgemein? Dann freilich würden die folgenden Überlegungen zum Pflichtpensum gehören. Das könnte man von meinem Beitrag aber wohl nicht sagen. Er möchte zur Besinnung anregen, was sich dem rein Technischen, dem Mach- und Verfügbaren entzieht.

In einer Jubiläumsschrift, die auf 25 Jahre Behindertenarbeit zurückblicken darf, ist wohl die Frage gerechtfertigt: *Warum arbeiten wir eigentlich mit Behinderten?* Geschieht es aus Berufung? Aus sozialen Gründen? Des (guten) Verdienstes wegen? Weil man grad keine andere Arbeitsstelle hat? Oder warum sonst? Beginnen wir mit dem Letzten. Um des guten Verdienstes willen oder einfach um der Arbeitsstelle wegen würde heissen, dass jemand seine Aufgabe mehr oder weniger als «Job» versteht. Selbstverständlich ist auch das eine Möglichkeit. Die Arbeit wäre dann primär unter den Maßstab der Effektivität, des Nutzens, der Leistung zu stellen. Die Sinnfrage wäre für den einzelnen mit der Angabe des Beweggrundes beantwortet.

Aus sozialen Gründen im Bereich der Behinderten zu arbeiten, würde schon eine differenziertere Antwort verlangen. Soziale Beweggründe sind verbunden mit einem Dienst an den andern, am grösseren Ganzen. Damit wird die Arbeit in einen grösseren Zusammenhang und damit in einen neuen Sinnrahmen gestellt, der dem einzelnen nicht ohne weiteres bewusst und klar zu sein braucht.

Arbeit – Dienst am Ganzen

«Arbeiten ist dem Menschen so natürlich wie dem Vogel das Fliegen», so Huldrich Zwingli. Ein wichtiger Punkt seiner Reformbemühungen war auch das Verhältnis des Christen zu Arbeit und Gewerbe. Wenn man vom «Zwingli in uns» spricht, meint man damit ein charakteristisches Verständnis von Weltlichkeit und Christlichkeit: christliche Weltlichkeit und weltliche Christlichkeit, das heisst, ein Verständnis des Politischen als religiöse Aufgabe und des Religiösen als Seele des Politischen. Der christliche Mensch soll im weltlichen Dasein als Staatsbürger und Arbeiter

vor Gott leben. Ihn erfüllt es mit Widerwillen, ja er fürchtet geradezu um sein Christentum, wenn er nach einer Religiosität streben sollte, die das wirtschaftliche und staatliche Leben vernachlässigt. Wirtschaft und Staat sind aber nicht eigengesetzliche Bereiche. Sie sind von Religion nicht zu trennen. Nach Zwingli ist der eine Fuss immer des andern treuster und bester Gefährte; und genauso soll es beim Verhältnis von Gewissen und Öffentlichkeit, von Religion und Arbeit, von Kirche und Staat sein.

Heisst das, dass unser Verständnis von Arbeit mit einer religiösen Weltanschauung verbunden ist? Zweifelsohne gab es solche Zeiten. Heute dagegen ist die Arbeit, auch die soziale Arbeit, weitgehend säkularisiert, das heisst, losgelöst von religiösen Anschauungen, ja sogar von einem gemeinsamen tragenden Menschenbild. Diese Entwicklung ist jedoch noch jung. Und noch kann niemand sagen, in welche Probleme hinein uns diese Entwicklung letztlich führen wird. Früher hatte Arbeit, wie gesagt, viel mit Religion zu tun. Vor allem die Religionssoziologie (Max Weber) hat die Aufmerksamkeit neu auf den religiösen Aspekt der Arbeit gelenkt. Sie entdeckte zum Beispiel, dass die im 18. Jahrhundert einsetzende Industrialisierung mit einer Weltanschauung verbunden war, die die intellektuellen und moralischen Kräfte zur Umgestaltung der Welt zu mobilisieren vermochte. Diese Weltanschauung nährte sich in entscheidenden Punkten aus dem jüdisch-christlichen Religionsverständnis: Drei Punkte waren vor allem tragend: 1. Das Ja zur Arbeit. Der welterschaffende Gott wird selber als Archi-Techniker beschrieben. Der Mensch als Ebenbild Gottes verfügt über schöpferische Kräfte und hat den Auftrag, sich die Erde untertan zu machen. 2. Die Welt ist gottgewollt, und daher gut. Sie ist ein Kosmos, das heisst, etwas Geordnetes. Der Mensch ist dank seiner Vernunft in der Lage, die Ordnung des Kosmos zu erkennen. Der wissenschaftlichen Erforschung der Welt steht grundsätzlich nichts im Wege. 3. Juden und Christen sind zukunftsorientiert. Gottes Reich soll sich ja erst noch vollenden. Zugleich wird Gottes Reich als etwas Universales verstanden. Grundsätzlich soll niemand von ihm ausgeschlossen sein. Zukunftsorientiert und Universalität sind denn auch wesentliche Merkmale der industriellen Kultur. Das heisst nicht, dass Juden- und Christentum notwendig zur industriellen Revolution führten, wohl aber, dass sie wesentliche geistige Voraussetzungen dazu enthalten.

Das Ja zur Arbeit und das Ja zur Zukunft prägen noch heute die Lebenseinstellung vieler Menschen. Wir erleben es jedoch – vielleicht weniger in Ländern, die unter Arbeitslosigkeit leiden, wohl aber zum Beispiel bei uns –, dass eine geregelte Arbeit auch als Hemmschuh sinnvollen Lebens empfunden werden kann: sie verhindere die Emanzipation, die Selbstentfaltung, die Selbst-Verwirklichung, das Selbstwerden; sie hemme, schränke ein, lege Fesseln an und mache daher unfrei.



Das Sich-Sträuben gegen das Joch der Arbeit hat einen nicht unwichtigen Anteil am Ruf nach Arbeitsverkürzung, nach mehr Ferien, nach Teilzeitarbeit. Danach sollte immer nur so viel gearbeitet werden, als für die eigentliche – und das will sagen: ausserhalb der Arbeit liegende – Lebensbewältigung nötig ist. Und diese *eigentliche Lebensbewältigung wird dann hauptsächlich in Freizeit, in Vergnügen, in Musischem, in Nichtproduktivem, in Geniessen* und so weiter gesehen. Da kann sich der Mensch selbst verwirklichen! Unter solchen Voraussetzungen ist es nur logisch, dass der Arbeitgeber, der Unternehmer, der Vorgesetzte zum Gegenotyp wird. Er beutet andere nicht nur materiell aus, er wird auch zum Gegenspieler eines sinnvollen Lebens, einer sinnvollen Selbstverwirklichung des Menschen ganz allgemein.

Daran ist, wie gewöhnlich, nicht alles von vornherein falsch. Aber es ist gewiss sehr einseitig gesehen. Nicht nur ist der Vorgesetzte auch ein Mensch, er hat wohl meist auch ein anderes Selbstverständnis. So verstanden sich sogar zur Zeit des Absolutismus Könige als «Diener des Staates». Ist es nicht häufig so, dass persönliche Wünsche und Ansprüche geringer werden, je höher eine Person steht und je mehr sie zu sagen hat? Es mag Beispiele dagegen geben, aber es würde nur der religiösen Tradition des Christentums entsprechen. Kein Geringerer als Jesus sagte schliesslich: «Wer unter Euch der Erste sein will, der sei der Diener aller.» Eine solche Einstellung erwarten wir doch noch immer von einem guten Vorgesetzten, selbst in unserer säkularisierten Welt und Gesellschaft. Führungskräfte in Staat, Kirche und Gesellschaft haben dem grösseren Ganzen zu dienen!

Im Grunde geht es in jeder Arbeit, ganz gewiss aber in der Behindertenarbeit (auch) darum, sich zurückzusetzen, seine persönlichen Neigungen einem Höheren, dem «Ganzen» unterzuordnen. Freilich stellt sich die Frage: Wer oder was kann eigentlich solche Unterordnungen fordern? Ist es eine Institution oder eine Kommission, der man unterstellt ist? Niemand dürfte ernstlich in Abrede stellen wollen, dass diese gewisse Dinge fordern und verlangen können und dürfen. Doch erstrecken sich diese Forderungen stets auf den Bereich des Arbeitsverhältnisses. Ich meine aber eine tiefere, grundsätzlichere Forderung, nämlich die, sich dem Ganzen unterzuordnen, sich wirklich in den Dienst der Sache beziehungsweise der anvertrauten Menschen zu stellen. Das ist per Dekret nicht zu erreichen. Dahin stossen wir selbst mit peinlichster Erfüllung des Pflichtenheftes nicht ohne weiteres vor. Die geforderte Arbeit pünktlichst verrichten, das kann auch einer, der seine Arbeit bloss als Job versteht und dessen Herz viel eher beim Geld, bei der Freizeit, beim Sport und so weiter ist. Arbeit bedeutet dann aber nicht mehr als eben Geld zu verdienen, um sich das leisten zu können, wonach der Sinn steht. Ein Mensch jedoch, der die Unterordnung unter das Ganze als innere Forderung erfährt, könnte nun darüber nachzudenken beginnen, warum er – nicht selten «trotz allem» – in dieser Arbeit steht und darin bleibt.

Es ist etwas «von innen». Es gibt etwas in uns, das uns gleichsam aufruft, mehr zu tun und zu wollen, als was gerade notwendig ist, um dem Pflichtenheft zu entsprechen. Dieses kann unter Umständen sogar fordern, «*das Leben hinzugeben für andere*». Was zunächst wie ein Verlieren des Lebens aussehen kann, kann sich später als echte Selbst-Verwirklichung und Selbst-Findung herausstellen.

Es ist jedoch unerlässlich, darauf hinzuweisen, dass es sich da allenfalls um einen Appell, um eine Forderung handelt, und dass wir uns dieser Forderung öffnen oder verschliessen können. Das gilt für jeden Menschen. Und es kann niemals eine menschliche Sache sein, hier etwas von andern erzwingen zu wollen. Als freies Wesen kann ich mich einer solchen innerlichen Forderung öffnen und in meiner Arbeit mehr als blosse Karriere sehen; ich kann ein guter Verwalter, ein guter Manager, ein guter Planer und so weiter und zugleich *mehr* sein wollen. Dieses «Mehr» ist nicht leicht zu erklären und zu bestimmen. Es hat ja, wie gesagt, mit dem Innern des Menschen zu tun. Es ist nicht manipulierbar, nicht einmal von mir bei mir selbst. Und deswegen ist es auch bei andern nicht erzwingbar. Das gilt es zu respektieren, auch wenn es bei einem Unternehmen um noch so grosse und edle Ziele geht. Das hatte Johann Gottlieb Fichte vor Augen, als er seinen Hörern einmal zurrif: «Nur derjenige ist frei, der alles um sich herum frei machen will, und durch einen gewissen Einfluss, dessen Ursache man nicht immer merkt, wirklich frei macht. Unter seinem Auge atmen wir frei; wir fühlen uns durch nichts gepresst und zurückgehalten und eingeengt; wir fühlen eine ungewohnte Lust, alles zu sein und zu tun, was nicht die Achtung für uns selbst uns verbietet.» Wer in seiner Arbeit das Ideal vernünftiger Freiheit für alle verfolgt, schafft mit anderen Worten eine Atmosphäre, in der es den Menschen um ihn herum wohl ist, in der es keine Angst vor Ausbeutung oder Unterdrückung gibt. Es ist der wirklich freie Mensch, gerade weil er sich an innere Forderungen gebunden weiss, Forderungen eines wahren menschlichen Selbstverständnisses, für das die eigene Selbstverwirklichung ohne Selbstverwirklichung möglichst aller letztlich nicht möglich ist.



Toilettenlift MTE ©Produkt Messerli

Mit dem Toilettenlifter MTE wird vielen Behinderten ein Gerät zur Verfügung gestellt das ihnen erlaubt, die Toilette wieder selbstständig zu benützen. Automatisch und stufenlos höhenverstellbare Sitzbrille. Montierbar auf alle gängigen Toilettenschüsseln. Verlangen Sie eine kostenlose Vorführung oder detailliertes Prospektmaterial.

Bimed AG
Rehabilitationshilfen
Heim- und Spitalbedarf

Kasernenstrasse 1
8184 Bachenbülach
Tel. 01 860 97 97

bimeda

Hoffnung und letzlicher Sinn

Oben wurde gesagt, dass unser jüdisch-christliches Erbe zukunftsorientiert ist und dass es unsere positive Haltung der Arbeit gegenüber mitbeeinflusst hat. Sind aber heute nicht viele,

auch von uns, irgendwie resigniert? Warum steigen wir eigentlich nicht aus? Lohnt es sich, für diese Aufgaben Herz und Nerven zu verbrauchen? Warum reiben wir uns dabei auf? Für wen denn? Wem nützt es eigentlich? Fragen über Fragen. Ich treffe bei Sozialtäglichen immer wieder auf Resignation und Enttäuschung. Aber nicht nur bei ihnen. Fast möchte man sagen, es habe sich weitherum eine allgemeine Resignation eingeschlichen, bei der Mehrzahl der Menschen. Mit Resignation ist immer auch eine gewisse «Zukunftslosigkeit» verbunden. Ohne Zukunft wird aber auch die Arbeit sinnlos, es erlöscht die Hoffnung.

Ist Hoffnung aber nicht eine Illusion, die sich nur starke, sprich tüchtige, Menschen leisten können, Menschen, die über ihre vollen geistigen und körperlichen Kräfte verfügen, die ankommen und sich durchsetzen? Und was ist dann, wenn man einmal nicht mehr ankommt oder gar nie ankommen konnte? Springt dann Hoffnung in die Lücke und alles ist wieder gut? Ist Hoffnung nicht viel eher eine Stimmung, die genau dann entschwindet, wenn man sie nötig hätte? Ist Hoffnung eigentlich mehr als kassierte Aussichtslosigkeit und Resignation?

Das Wesen der Hoffnung entzieht sich weitgehend einer begrifflichen Definition. Aber ihre Auswirkungen lassen sich feststellen.

Dass sich Hoffnung nicht mit Händen anfassen lässt, besagt nicht, dass sie etwas Nebelhaftes ist. Liebe zum Beispiel lässt sich ja auch nicht anfassen und dingfest machen und doch kann sie uns in eine neue Welt versetzen. Wo nun wird die Hoffnung konkret? Wo wirkt sich ihre positive Macht offensichtlich aus? Ich denke: am deutlichsten in der Not, in der Verzweiflung, in der Vereinsamung. Hoffnung entsteht erfahrungsgemäß oft in hoffnungsloser Lage. Sie kann sogar um so stärker werden, je hoffnungsloser die Lage ist. Und eigenartigerweise entsteht diese Hoffnung nicht selten gerade dann, wenn die alltäglichen Hoffnungen zerbrechen. Gerade der Verlust der Alltagshoffnung kann eine neue, tiefere Hoffnung im Menschen aufkeimen lassen.

Die Alltagshoffnungen haben ganz verschiedene, auswechselbare Ziele: ein neues Haus, traumhafte Ferien, zuverlässige Mitarbeiter, bessere Gesundheit und so weiter. Solche konkreten Hoffnungen erfüllen sich oft nicht und lassen vielleicht bezüglich Hoffnung den Eindruck des Illusionären entstehen. Es hängt ja auch von den verschiedensten Bedingungen ab, ob dieses oder jenes eintritt, ob wir Geduld haben und warten können oder schnell die Flinte ins Korn werfen und uns neuen Zielen zuwenden.

Zur Alltagshoffnung gehört die Enttäuschung. Ihre Ziele sind die Welt unserer wechselnden Wünsche. Diese greifen schnell und leicht über das wirklich Mögliche hinaus; und dürfen es natürlich auch. Kein Wunder, dass sie dann aber enttäuscht werden. Anders bei der Hoffnung aus der Tiefe des Menschseins. Diese kann gerade aus Enttäuschungen, aus dem Zusammenbruch von illusionären Hoffnungen entstehen beziehungsweise uns zu ergreifen beginnen. Sie ist von Illusionen frei. Sie führt uns freilich irgendwie ins Unbestimmte. Aber wenn ihr Ziel auch nicht zu erfassen ist, so gehört sie doch zur menschlichen Person und weist in die Zukunft. Dieser neuen Hoffnung geht es nicht um das Verschwinden dieses oder jenes Leidens, dieser oder jener Krankheit, dieses oder jenes Übels. Es geht ihr um etwas Umfassenderes, um Heil-Sein, um ein Sich-Finden-aus-letzter-Tiefe. Philosophen nennen das Erfahrung von Absolutem, Theologen das Angenommensein durch Gott. «Die Hoffnung ist das Material, aus dem unsere Welt gemacht ist» (Gabriel Marcel).

So gesehen sind die Hoffnungen des Alltags und die Tiefenhoffnung auch wieder nicht einfach zu trennen. Die Tiefenhoffnung, zum Mensch-Sein als solchem gehörend, ermöglicht

erst Alltags-Hoffnungen. Weil es eine im Person-Sein selbst gründete letzte (existentielle) Hoffnung gibt, gibt es die wechselnden Hoffnungen des Alltags. Weil es ohne Hoffnung kein Mensch-Sein gibt, haben wir nicht nur Hoffnung, wir selbst sind Hoffnung. Und das heisst, dass Resignation nur möglich ist auf dem Hintergrund der Hoffnung und dass umgekehrt durch Resignation hindurch immer auch wieder eine neue Hoffnung, eine tiefere Hoffnung, aufbrechen kann. Und das kann auch ein resiignerter Sozialtätiger, auch ein Behindter, erfahren und kann Mut für die Zukunft schöpfen.

Solche Hoffnungen eröffnen den Raum für letztlichen Sinn. Hoffnung und Sinn gehören so eng zusammen wie Hoffnung und Zukunft. Bei «Sinn» haben wir ein ähnliches Erscheinungsbild wie bei der Hoffnung. Je umfassender ein Sinn ist, um so weniger fasslich ist er für uns. Es gibt denn auch nicht eine eigentliche «Wissenschaft» des Sinns. Eher kommt ihm das Herz und die aus ihm hervorgehende Weisheit nahe. «Le cœur a ses raisons, que la raison ne connaît point», meinte einmal Pascal. Auch der Psalmist spricht von einer Weisheit des Herzens (Psalm 89). Da nicht eigentlich wissenschaftlich zu fassen, ist Sinn-Erfahrung auch nicht eigentlich machbar. Man kann zur Sinnerfahrung beitragen, aber sie nicht herbeiführen. Sinn muss gefunden werden; Sinn zeigt sich; Sinn spricht sich uns gleichsam zu.

Sinn hat verschiedene Aspekte. Zunächst einmal sehen wir Sinn darin, etwas zu tun oder zu schaffen, das heisst in unseren Aktivitäten. Dann sehen wir Sinn aber auch in dem, was uns widerfährt: in Ereignissen, Erlebnissen, Erfahrungen. Und schliesslich – parallel zur Tiefen-Hoffnung – gibt es das, was ich Existenz-Sinn nennen möchte. Er zeigt sich zum Beispiel in verzweifelten Situationen, oder in Momenten übergrossen Glücks, oder im Schauder vor dem Nichts (Tod), oder auch in ganz alltäglichen Situationen: Ein griechischer Philosoph, den seine Bewunderer suchten und endlich an einem Backofen fanden, bemerkte ihnen gegenüber: «Auch hier wesen Götter an!»

Worauf es immer wieder ankommt, ist die innere Grund-Einstellung, mit der wir den täglichen Gegebenheiten in unserem Beruf und Leben begegnen. Es gibt keine Lebenssituation, die schlechthin sinnlos wäre. Auch negative Seiten menschlicher Existenz – ich denke besonders an Leid, Schuld und Tod – können ihre positiven Seiten für uns haben. Sie können uns vor uns selbst bringen, direkt und unmittelbar. Sie durchstossen dann das Gewebe des Scheins, der Halbwahrheiten, der Illusionen und stellen uns vor den Sinn unserer Existenz. Von diesem her fällt auch erst das richtige Licht auf den mehr vordergründigen Sinn unseres Tuns und Lassens. Obwohl wir nicht über Sinn verfügen, können wir doch täglich nach ihm suchen – und, sogar durch Resignation hindurch, Sinn entdecken.

Blenden wir noch einmal zurück, zum ersten Teil unserer Überlegungen. In und aus der Tiefe unseres Menschseins ergeht immer wieder ein Appell an uns, uns den andern zuzuwenden, mitzutragen am Geschick unserer Mitmenschen. Dieser Appell ist ein Drängen, dem wir nachgeben oder das wir auch überhören können. Von der Art, wie wir damit umgehen, hängen Sinn und Zukunft ab. Dem Drängen Folge zu leisten, heisst Sinn finden in den alltäglichsten Begebenheiten, heisst Hoffnung und eine Zukunft zu haben.

Es heisst auch, dass alle Menschen – Behinderte selbstverständlich eingeslossen – Zeichen für «Sinn» sein können in einer Welt, die oft so «hoffnungsleer» und damit «sinnlos» und «zukunftslos» zu sein scheint. Religiöse Menschen vernehmen darin den Zuspruch ihrer absoluten Zukunft, die sich schon immer auf sie zubewegt, und die sie Gott nennen.